

Marguerite  
Duras  
Sommerregen

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2284

Auch dieses Buch erzählt eine Liebesgeschichte. Nicht nur eine. Eingebettet in ganz gewöhnliche Verhältnisse, so wie man sie abseits in den Elendsvierteln von Vitry antrifft. Bei den Ausländerfamilien. Um eine solche Familie geht es: der Vater, die Mutter, sieben Kinder. Das erste ist gestorben, das zweite heißt Ernesto, das dritte Jeanne; die anderen sind die brothers and sisters. Sie lieben einander, die Eltern, sie halten zusammen und halten Distanz zueinander. Und die Kinder lieben die Eltern, und die Eltern lieben die Kinder, doch nicht so sehr, daß die Mutter nicht doch davon geträumt hätte, sie alle im Stich zu lassen. Weil die Kinder das ahnen, weil sie wissen, daß sie nicht sicher sein können, nicht doch eines Tages allein gelassen zu werden, darum lieben sie sich untereinander. Zu einer ganz besonderen Art von Liebe entwickeln sich die Gefühle zwischen Ernesto und Jeanne. Es ist eine erste Liebe und die Entdeckung des Glücks.

Marguerite Duras

Sommerregen

Aus dem Französischen  
von Andrea Spingler

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *La pluie d'été*

3. Auflage 2016

Erste Auflage 1994

suhrkamp taschenbuch 2284

© P.O.L. Editeur, 1990

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1991

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38784-9

# Sommerregen



*Für Hervé Sors*





Die Bücher fand der Vater in den Vorortzügen. Er fand sie auch neben den Mülltonnen, wie angeboten, nach Todesfällen oder Umzügen. Einmal hatte er *Das Leben von Georges Pompidou* gefunden. Dieses Buch hatte er gleich zweimal gelesen. Es gab auch zu Packen zusammengeschnürte technische Veröffentlichungen neben den gewöhnlichen Mülltonnen, doch das alles ließ er liegen. Auch die Mutter hatte *Das Leben von Georges Pompidou* gelesen. Dieses *Leben* hatte sie beide gleich begeistert. Danach hatten sie nach weiteren *Biografien berühmter Leute* – so hießen die Reihen – gesucht, aber sie hatten nie wieder eine so interessante gefunden wie die Georges Pompidous, vielleicht weil ihnen der Name der jeweiligen Leute unbekannt war. Sie hatten welche aus den Regalen der »Gelegenheiten« vor den Buchhandlungen gestohlen. Die Biografien waren so billig, daß die Buchhändler es zuließen.

Der Vater und die Mutter hatten den Bericht über den Verlauf des Lebens von Georges Pompidou allen Romanen vorgezogen. Es war nicht nur seine Berühmtheit, wegen der die Eltern sich für diesen Mann interessiert hatten, im Gegenteil, die Autoren des Buches hatten das Leben Georges Pompidous, so bedeutend dieser Mann auch war, nach der allen Leben gemeinsamen Logik erzählt. Der Vater fand sich im Leben Georges Pompidous wieder und die Mutter in dem seiner Frau. Das waren Existenzen, die nicht fremd waren und die sogar nicht ohne Bezüge zu der ihren waren.

Bis auf die Kinder, sagte die Mutter.

Stimmt, sagte der Vater, bis auf die Kinder.

Was sie an der Lektüre der Biografien interessant fanden, war der Bericht darüber, womit die Lebenszeit verbracht wurde, und nicht die besonderen Vorfälle, die privilegierte oder unheilvolle Schicksale daraus machten. Übrigens waren, um die Wahrheit zu sagen, sogar diese Schicksale manchmal einander ähnlich. Vor diesem Buch hatten der Vater und die Mutter

nicht gewußt, wie sehr ihre Existenz anderen Existenzen ähnlich war.

Alle Leben seien gleich, sagte die Mutter, bis auf die Kinder. Die Kinder, da wisse man nichts.

Stimmt, sagte der Vater, die Kinder, da weiß man nichts.

Wenn sie einmal mit einem Buch angefangen hatten, lasen die Eltern es immer aus, auch wenn es sich sehr schnell als langweilig erwies und die Lektüre Monate in Anspruch nahm. So war es auch mit dem Buch von Edouard Herriot, *Der normannische Wald*, das von niemandem handelte, nur von Anfang bis Ende vom normannischen Wald.

Die Eltern, das waren Ausländer, die vor fast zwanzig Jahren, vor mehr als zwanzig Jahren vielleicht, nach Vitry gekommen waren. Dort hatten sie sich kennengelernt, dort geheiratet, in Vitry. Von Aufenthaltsgenehmigung zu Aufenthaltsgenehmigung waren sie immer noch vorläufig da. Seit, ja, sehr langer Zeit. Sie waren

arbeitslos, diese Leute. Niemand hatte sie je anstellen wollen, weil sie ihre eigene Herkunft nicht recht wußten und keine besonderen Kenntnisse besaßen. Sie hatten nie darauf bestanden. In Vitry waren auch ihre Kinder geboren, einschließlich des Ältesten, der gestorben war. Dank der Kinder hatten sie Unterkunft bekommen. Beim zweiten hatte man ihnen ein Haus zugewiesen, dessen Abriß vertagt worden war, bis sie in einer Sozialwohnung untergebracht wären. Doch der Wohnblock war nie gebaut worden, und sie waren in diesem Haus geblieben, zwei Räume, Zimmer und Küche, bis die Gemeinde – da jedes Jahr ein Kind kam – aus leichtem Material einen Schlafraum bauen ließ, der durch einen Flur von der Küche getrennt war. In diesem Flur schliefen Jeanne und Ernesto, die ältesten der sieben Kinder. Im Schlafraum die fünf anderen. Der Katholische Hilfsdienst hatte Ölöfen in gutem Zustand gespendet.

Das Problem der Einschulung der Kinder hatte sich nie ernsthaft gestellt, weder den Angestell-

ten der Stadt noch den Kindern, noch den Eltern. Diese hatten zwar einmal gebeten, ein Lehrer möge sich zu ihnen begeben, um ihre Kinder zu unterrichten, doch es hatte geheißen: welche Anmaßung und was denn noch. Ja, so war es gewesen. In allen sie betreffenden Berichten der Stadtverwaltung wurde Bezug genommen auf die Böswilligkeit dieser Leute und die seltsame Hartnäckigkeit, die sie darauf verwandten, sich dort zu halten.

Diese Leute lasen also Bücher, die sie, sei es in Zügen, sei es auf den Tischen der Antiquariate, sei es neben den Mülltonnen fanden. Sie hatten zwar um Zugang zur Stadtbücherei von Vitry gebeten. Aber es hatte geheißen: das fehlte gerade noch. Sie hatten nicht weiter darauf bestanden. Zum Glück gab es die Vorortzüge, wo man Bücher finden konnte, und die Mülltonnen. Der Vater und die Mutter bekamen wegen der zahlreichen Kinder kostenlose Fahrkarten, und sie fuhren oft nach Paris hin und zurück. Vor allem seit der Lektüre über Georges Pompidou, die sie ein Jahr lang beschäftigt hatte.

Einmal hatte es eine andere Büchergeschichte in der Familie gegeben. Die hatte sich zu Beginn des Frühjahrs bei den Kindern ereignet.

Zu diesem Zeitpunkt mußte Ernesto zwischen zwölf und zwanzig Jahre alt sein. Ebenso wenig wie er lesen konnte, kannte Ernesto sein Alter. Er kannte nur seinen Namen.

Die Sache hatte sich im Untergeschoß eines Nachbarhauses ereignet, in einer Art Schuppen, den die Leute immer für die Kinder offen ließen und wo diese jeden Tag nach Sonnenuntergang oder am Nachmittag, wenn es kalt war oder regnete, Zuflucht suchten bis zum Abendessen. In diesem Schuppen hatten die kleinsten der brothers in einem Stollen, durch den die Heizungsrohre liefen, unter dem Schutt das Buch gefunden. Sie hatten es Ernesto gebracht, der es lange betrachtete. Es war ein sehr dickes Buch mit schwarzem Ledereinband, in das quer hindurch ein Loch gebrannt worden war mit wer weiß was für einem Gerät, das aber von erschreckender Brennstärke gewesen sein mußte, etwas wie ein Schweißbrenner oder eine glühende Eisenstange. Das

Brandloch war vollkommen rund. Darum herum war das Buch geblieben wie zuvor, und es hätte möglich sein müssen, diesen übrigen Teil der Seiten zu lesen. Die Kinder hatten in den Schaufenstern der Buchhandlungen und bei ihren Eltern schon Bücher gesehen, doch sie hatten noch nie ein so grausam behandeltes Buch gesehen wie dieses. Die sehr kleinen brothers und sisters hatten geweint.

In den Tagen, die der Entdeckung des verbrannten Buches gefolgt waren, war Ernesto in eine Phase des Schweigens eingetreten. Er war ganze Nachmittage im Schuppen geblieben, eingeschlossen mit dem verbrannten Buch.

Dann muß sich Ernesto plötzlich an den Baum erinnert haben.

Es handelte sich um einen Garten an der Ecke zwischen der Rue Berlioz und einer fast immer menschenleeren Straße, der Rue Camélinat, die sehr steil bis zum Graben der Autobahn und dem Port-à-l'Anglais von Vitry abfiel. Der Garten war von einem Gitterzaun umgeben,



den Eisenpflocke hielten, all das sehr ordentlich, genauso ordentlich wie bei den anderen Gärten der Straße, die etwa so groß waren wie dieser und die gleiche Form hatten.

Doch in diesem Garten gab es keinerlei Vielfalt, kein Beet, keine Blume, keine Pflanze, kein Gebüsch. Es gab nur einen Baum. Einen einzigen. Das war der Garten, dieser Baum.

Die Kinder hatten nie andere Bäume dieser Art gesehen. In Vitry war es der einzige und vielleicht sogar in Frankreich. Er hätte gewöhnlich erscheinen können, man hätte ihn übersehen können. Doch wenn man ihn einmal gesehen hatte, ging er einem nicht mehr aus dem Sinn. Er war von mittlerer Größe. Sein Stamm so gerade wie ein Strich auf einer leeren Seite. Das Gewölbe seiner Blätter so dicht und schön wie schönes Haar, wenn es aus dem Wasser kommt. Doch unter diesem Laubwerk war der Garten eine Wüste. Mangels Licht wuchs dort nichts.

Dieser Baum war alterslos, gleichgültig gegenüber den Jahreszeiten, den Breiten, in ei-

ner ausweglosen Einsamkeit. In den Büchern dieser Gegend hier wurde er zweifellos nicht mehr erwähnt. Vielleicht auch sonst nirgendwo.

Einige Tage nach der Entdeckung des Buches hatte Ernesto den Baum aufgesucht und war bei ihm geblieben, auf der Böschung sitzend gegenüber dem Gitter, das ihn umgab. Dann war er jeden Tag hingegangen. Manchmal blieb er lange da, doch immer allein. Er sprach nie mit jemandem, außer mit Jeanne, über seine Besuche beim Baum. Das war der einzige Ort, wohin die brothers und sisters Ernesto nicht nachkamen.

Der Baum war es vielleicht, nach dem verbrannten Buch, was angefangen hatte, ihn verrückt zu machen. Das dachten die brothers und sisters. Aber wie verrückt, das, dachten sie, würden sie nie wissen.

Eines Abends hatten die brothers und sisters Jeanne gefragt, was sie darüber denke, ob sie eine Idee habe. Sie, sie dachte, daß Ernesto von der Einsamkeit des Baumes und von der des Buches erschüttert worden sein müsse. Sie, sie

glaubte, daß Ernesto das Martyrium des Buches und das der Einsamkeit des Baumes in ein und demselben Schicksal vereint haben müsse. Ernesto hatte ihr gesagt, daß er sich an den eingeschlossenen Baum erinnert habe, als er das verbrannte Buch entdeckt habe. Er habe an die beiden Dinge zusammen gedacht, daran, wie in seinem Kopf und in seinem, Ernestos, Körper, ihr Geschick sich berühren, verschmelzen und sich vermischen könnte, bis es den Körper im Unbekannten des ganzen Lebens ergreift.

Jeanne hatte hinzugefügt: Und auch an mich hatte Ernesto gedacht.

Doch die brothers und sisters hatten nichts verstanden von dem, was Jeanne gesagt hatte, und sie waren eingeschlafen. Jeanne hatte es nicht bemerkt und weiter über den Baum und Ernesto gesprochen.

Für sie, Jeanne, waren, seit Ernesto in dieser Weise mit ihr gesprochen hatte, das verbrannte Buch und der Baum Dinge von Ernesto geworden, die Ernesto gefunden hatte, die er mit seinen Händen, seinen Augen, seinem Denken

berührt hatte und die ihr von Ernesto geschenkt worden waren.

Ernesto konnte zu diesem Zeitpunkt seines Lebens angeblich noch nicht lesen, und dennoch sagte er, er habe etwas in dem verbrannten Buch gelesen. Einfach so, sagte er, ohne daran zu denken, ja, ohne zu wissen, daß er es tat, und dann, na ja, dann habe er sich nichts mehr gefragt, weder ob er sich täusche, noch ob er tatsächlich lese oder nicht, noch was das überhaupt sein mochte, Lesen, so oder anders. Am Anfang, sagte er, habe er es auf folgende Art versucht: Er habe irgendeiner Wortzeichnung ganz und gar willkürlich eine erste Bedeutung gegeben. Dann habe er dem folgenden zweiten Wort eine andere Bedeutung gegeben, aber unter Berücksichtigung der dem ersten Wort unterstellten ersten Bedeutung, und das, bis der gesamte Satz etwas Sinnvolles bedeutete. So habe er begriffen, daß das Lesen eine Art kontinuierlicher Ablauf einer von einem selbst erfundenen Geschichte im eigenen Körper sei. Auf diese Weise habe er zu verstehen geglaubt,